Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 53 (1991)
Heft: 12

Artikel: Sagen aus dem Fricktal
Autor: Vögtlin, Ursula
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-862397

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sagen aus dem Fricktal

Von Ursula Vögtlin

Vorwort

Nach dem Zyklus «Kapellen im Laufental» galt mein Interesse der weiteren Region, und ich entdeckte die Schönheiten des Fricktals. Mit dem Buch «Sagen aus dem Fricktal» in der Hand habe ich die Orte, an denen die Geschichten spielen, aufgesucht, fotografiert und Notizen gemacht.

Besonders dankbar bin ich Herrn Arthur Heiz aus Rheinfelden, der mir bei meiner Arbeit so hilfreich zur Seite stand und all den Fricktalern, die mich mit Informationen aus ihren Gemeinden unterstützt haben. So konnte ich in den Scherenschnittbildern auch noch durch Wappen, Gebäude oder Landschaften den Ort des Geschehens sichtbar machen.

Die Sagen sind im Stil der Kalendergeschichten geschrieben. Es sind die Gedanken eingeflossen, die beim Schneiden aufgetaucht sind. Dadurch ist eine Einheit von Bild und Sprache entstanden. Der Zyklus «Sagen aus dem Fricktal» spielt in den beiden Bezirken Rheinfelden und Laufenburg. In diesem Heft stelle ich nur Sagen aus dem Bezirk Rheinfelden vor. Einige Leser kennen sie bereits aus dem Aargauer Tagblatt. Es publizierte die Geschichten zu aktuellen Anlässen in den dazugehörigen Gemeinden; denn jede Sage hat einen wahren Kern und verbindet so Gegenwart und Vergangenheit miteinander.

Ich hoffe, Ihnen, liebe Leser, die Freude am Fricktaler Sagengut vermitteln zu können. Vielleicht werden Sie nachdenklich – oder fühlen sich vom Zauber dieser Gegend angezogen und entdecken sie selbst. Ich, jedenfalls, lasse mich weiterhin vom Sagenschatz des Fricktals bezaubern und inspirieren. *U. Vögtlin*

Von Generation zu Generation . . .

Quellenangaben:

«Sagen aus dem Fricktal» von *Traugott Fricker* und *Albin Müller.*
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde, Frick 1987.

Fricktal Bezirk Rheinfelden, Fricktal Bezirk Laufenburg von *Arthur Heiz, Ursi Schild, Beat Zimmermann.*
AT Verlag, Aarau, 1983 und 1984.

«Aargau, Heimatkunde für jedermann»
Max Schibli, Josef Geissmann, Ulrich Weber.
AT Verlag (4. Aufl.) Aarau, Stuttgart 1983.

«Die Aargauer Gemeinden».
Verlag Effingerhof Brugg 1990.

Ein Schneider rettet Rheinfelden

Zum Titelbild

Für Grossvater Rosenthaler war es ein schöner, aber langer Spaziergang, vom Obertor durch die Geissgasse zum bekannten Rheinfelder Glockenspiel auf dem Rumpel. Ja, das Alter! Er setzte sich auf die Bank und wartete. Die quadratische rote Uhr an der Hauswand vor ihm stand auf zehn vor zwölf, unter einem Dächlein daneben sass der Schneider und hielt unbeweglich Nadel und Faden in der erhobenen Hand. Die zwölf Glocken hingen still an ihrem Gestänge, und die Geiss hielt sich wohl noch hinter der angedeuteten Stadtmauer verborgen. Um zwölf Uhr sollte das Glockenspiel schlagen. Grossvater Rosenthaler sass in der warmen Sonne. Die Augen fielen ihm zu, und er träumte.

Ein Schneider! Er sass auf dem Tisch und nähte das Fell seines Geissbocks wieder zusammen. «Gut hat er geschmeckt! Man muss essen, solange man noch etwas hat», sagte er und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab. Er zwinkerte mit den Augen und pfiff durch die Zähne. «Ich müsste kein tapferes Schneiderlein sein, wenn ich nicht die Schweden überlisten könnte!»

Grossvater Rosenthaler auf der Bank schreckte zusammen. Ein Kanonenschuss! Er träumte und sah die blitzenden Helme der Belagerer. Es waren schwedische Soldaten aus dem Dreissigjährigen Krieg, die Rheinfelden aushungern wollten. Da, ein dunkler Schatten! Ein Geissbock sprang auf der Ringmauer herum, ein Geissbock mit karrierten Hinterbeinen und Händen, statt Vorderfüssen. Und wie er meckerte! Plötzlich war er verschwunden. Stattdessen stand der Schneider vor der Mauer und ein leeres Geissenfell baumelte von seinem Arm herab. «Hui, sie wollten mir eins aufs Fell brennen, haben wohl Hunger auf einen guten Braten», lacht er und wischte sich den Schweiss von der Stirne.

Der Grossvater bewegte sich, doch er schlief weiter und sah im Traum ein rotes Gesicht mit einem Doppelkinn, einen blitzenden Helm und breite Schultern mit Epauletten. Das war der schwedische General. Ein Soldat lief herbei. «Melde gehorsamst: Geissbock auf der Stadtmauer gesichtet. Bevölkerung scheint noch genug Vorräte zu haben.» Der General wiegte bedächtig den Kopf hin und her. «Ja, wenn sie ihre Tiere sogar frei herumlaufen lassen ... Die Stadt kann nicht erobert werden. Belagerung aufheben! Abmarsch nach Laufenburg!» befahl er.

Man hörte Schritte, Stimmen, Glockenschläge. Eins, zwei, drei, ... bis zwölf. Grossvater Rosenthaler erwachte. Es war zwölf Uhr.

«Mäh, mäh!» Nun lief der Geissbock über die angedeutete Stadtmauer, und der Schneider bewegte seinen Arm als würde er nähen. «Im Aargöi sind zwöi Liebi.» Der Grossvater summte mit, es war sein Lieblingslied.

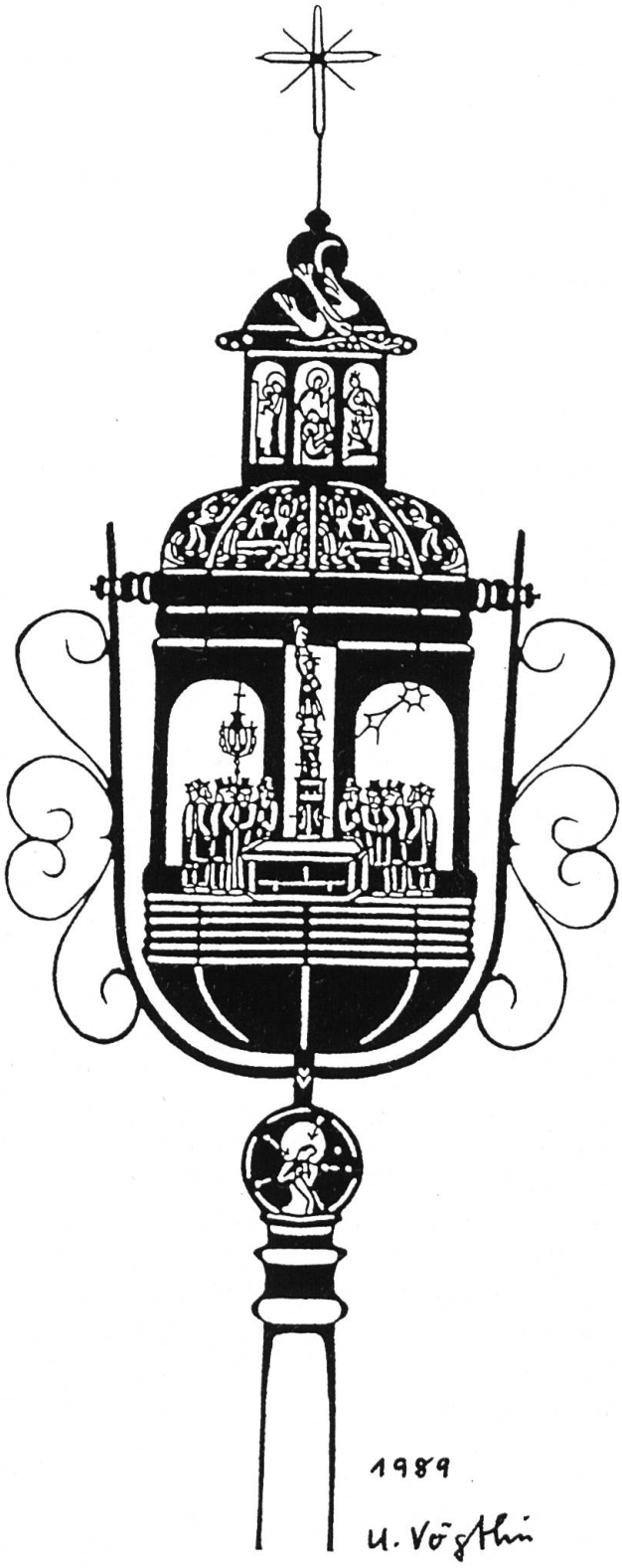
Inzwischen war ein kleiner Junge zu ihm auf die Bank geklettert. «Die Schneider haben alle auch einen Geissbock im Wappen, hat mein Vater gesagt», erzählte er. «Ja, das verdanken sie ihm», meinte der Grossvater und zeigte auf das Glockenspiel. «Wenn ich gross bin, will ich auch Schneider werden», erklärte der Kleine wichtig und lief davon. Grossvater Rosenthaler nickte und lächelte.

Rolf erlebt das Brunnensingen

Die Haustüre fällt hinter ihnen zu. Sie gehen in die dunkle Nacht. «Wie feierlich Vater aussieht!» denkt Rolf. «In dem dunklen Mantel und mit dem schwarzen Zylinderhut habe ich ihn noch nie gesehen.»

Rolf fragt: «Papa, wohin gehen wir?» «Zur St. Martinskirche, wir holen die Laterne, du weisst doch, sie steht immer vor dem Sebastianialtar neben der vordersten Bank», antwortet der Vater, ohne den Blick von dem dunklen Umriss des Kirchturms zu wenden, der wie ein Finger zum Himmel zeigt. «Warum holen wir eine Laterne, die Strassenlampen brennen doch?» fragt Rolf. «Kind, an Weihnachten brauchen wir Menschen das Licht der Erinnerung», bemerkt der Vater, während sie auf die Stadtkirche zugehen.

Die Turmuhr zu St. Martin in Rheinfelden schlägt elf, die Strassenbeleuchtung erlischt plötzlich, und zwölf dunkel gekleidete Sebastianibrüder schreiten in Dreierkolonnen mit ihrer Laterne die Tempelgasse hinab, zuvorderst der Laternenträger, zu seiner Rechten der Senior, der Mitgliedälteste der Bruderschaft, ein anderer zur Linken und dann die übrigen. Zögernd folgt Rolf dem Zug. Er fühlt sich erwachsen, denn er darf dabei sein. Alleine geht er zwischen fremden Menschen durch die dunklen Strassen, den Blick auf seinen Vater gerichtet, der mit der Laterne vorausgeht. «400 Jahre ist sie alt», flüstert die Frau mit den Fellschuhen neben ihm. Beim Zoll, vor dem Storchenbrunnen in der Fröschweid, steht der Zug still. «Von hier soll im Jahre 1541 die Pest ausgegangen sein; die Seuche war im Brunnenwasser», flüstert der Mann mit den Ohrenwärmern neben Rolf und stellt sich dann zu den anderen, die im Kreis um den Brunnen versammelt sind.



«Die Nacht, die ist so freudenreich allen Kreaturen ...», singen die Sebastianibrüder. Rolf betrachtet die zarten Eisnadeln am Brunnenrand. Ob der Weihnachtsstern sie mit seinem hellen Licht auftauen könnte?

«Ein Kindelein so lobereich ist uns geboren heute ...» Rolf horcht auf: Dieses Lied hat Vater doch letzte Woche so oft gesun-

gen. «Auswendig muss ich es können, auswendig», hat er gesagt, wenn Mutter schmunzelnd stöhnte: «Vater singt schon wieder!» Wenn sie es heute an allen sechs Brunnen gesungen haben, werde ich es wohl auch auswendig können, denkt Rolf und summt mit.

Und der Zug setzt sich wieder in Bewegung. «Kind, bist du ganz alleine?» fragt die Frau mit den Fellschuhen neben ihm. «Nein, mein Vater . . .» und Rolf schaut zu dem Laternenträger. Die Frau lächelt und nickt. «Als die Sonn' durchscheint das Glas mit ihrem klaren Scheine . . .», hört man vom Brunnen her. Die Strassen sind doch so dunkel. Sah es vor vierhundertfünfzig Jahren, als die Pest ausbrach, hier auch so aus? Was hatte der Lehrer erzählt? Der Sage nach soll der heilige Sebastian geholfen haben. Er schickte einen Vogel vom Himmel, der von Heilkräutern sang, und die 12 Überlebenden von Rheinfelden pflückten sie und konnten sich so vor der Krankheit schützen. Sie schlossen sich zur Sebastianibruderschaft zusammen, bestatteten die Toten und pflegten die Kranken. Zur Erinnerung singen die Sebastianibrüder jedes Jahr Weihnachten und Silvester an den sechs Hauptbrunnen von Rheinfelden. «Das hat der Lehrer erzählt, und heute darf ich sogar dabei sein», denkt Rolf stolz.

Der Zug bewegt sich vom Kuttelbrunnen zum Albrechtsbrunnen, zum Theodorsbrunnen am Obertorplatz, zum Kapuzinerbrunnen und zum Brünnlein auf dem Kirchplatz. An jedem Brunnen wird das alte Weihnachtslied gesungen, und immer, wenn der Name Gottes oder Christi ertönt, heben die 12 Sebastianibrüder ehrerbietig ihre Zylinder.

«Die Hirten auf dem Felde war'n,
erfuhren neue Märe
von der heiligen Engelschar'n,
dass Christus geboren wäre,
ein König über alle König gross.»

Endlich hört Rolf am letzten Brunnen die letzte Strophe des alten Weihnachtsliedes. Die Augen fallen ihm fast zu. – Da schlägt die Turmuhr zwölf, und plötzlich fangen die Glocken von St. Martin an zu läuten. Die Strassenlaternen brennen wieder. Der Weg zur Kirche liegt hell vor ihnen.

Rolf nähert sich seinem Vater, der immer noch die Laterne trägt. «Ihr Kreuz ist wie der Weihnachtsstern», denkt Rolf und schiebt seine Hand unter die des Vaters. Er fühlt das warme Holz des Laternenstiels. «Papa, woran denkst Du?» fragt Rolf. Der Vater schaut ihn lange an und sagt dann lächelnd: «Kinder sind doch etwas so Verheissungsvolles.»

Das ausgestorbene Dorf Abbizüs

Nach der Pause gingen die Schüler wieder in ihr Klassenzimmer. «Abbizüs» stand auf der Wandtafel, und schon suchten Fritz und Ernst den Namen auf der Landkarte, – doch vergebens. «Rappertshäusern». Der Lehrer schrieb das Wort langsam und schön darunter und erklärte: «So hiess das Dorf richtig.» «Der Ort ist nicht eingetragen, zu klein», meinte Peter. Der Lehrer schaute die Klasse herausfordernd an. «Hört doch genau zu! Rappertshäusern hiess das Dorf.» Er betonte jedes einzelne Wort. «Hiess», rief Erika, «das Dorf ist ausgestorben!» Als der Lehrer bedeutungsvoll nickte, schaute Erika triumphierend zu Fritz: «Denken muss man . . . !»

Langsam erzählte der Lehrer weiter. «Dort, wo die Wehra in den Rhein mündet, in der Gemarkung Möhlin, nordöstlich des Dorfteils Riburg, lag Rappertshäusern oder, wie wir sagen, Abbizüs. Der Bann befand sich im heutigen Forstgebiet Frauenhölzli-Vogelsang, also links des Waldweges, der von Riburg nach Wallbach führt. Ernst fragte skeptisch: «Weiss man das wirklich, oder ist das eine erfundene Geschichte?» Der Lehrer zeigte ein Bild von einem verwitterten Stein. «RAP 1602» stand darauf. «Ist das ein alter Grenzstein?» fragte Renate. «Ja, ich habe gelesen, dass es 1939 noch rund 40 Bannsteine in dem Forst gegeben haben soll», erklärte der Lehrer. «Au, lässig!» meinte Walter, «ein Suchspiel für den nächsten Klassenausflug!» «Warum sollten wir nicht unsere Gegend Möhlin entdecken? Der heutige Wald, der auf dem Boden des untergegangenen Dorfes Abbizüs liegt, gehört ja zu Möhlin», erklärte der Lehrer. Klaus vermutete wichtig: «Klar, wir haben das erobert, Ritter und so . . .» Und nun entfaltete sich die Fantasie der Schüler, man vermutete dies und das, – nur Erich blätterte eifrig in seinem Geschichtsordner. Plötzlich lief er zum Lehrer. «Weihnachten haben sie uns doch von den Sebastianibrüdern von Rheinfelden erzählt. Im 16. Jahrhundert wütete die schlimme Pest. Hat der Untergang von Abbizüs damit etwas zu tun?» fragte er aufgeregt. «Ja, endlich! Hört zu, was Erich sagt!» rief der Lehrer. Die Schüler setzten sich auf ihre Stühle, bedachten, was ihr Mitschüler erklärte und warteten gespannt auf die Reaktion ihres Lehrers. «Ich erzähle euch jetzt die Sage vom ausgestorbenen Dörflein Abbizüs», begann er.

«Die schwarzen Balken der Riegelhäuser hoben sich deutlich im Sonnenlicht von den weissen Fachwerkwänden ab. In den Gärten standen verwelkte Blumen, versteckt zwischen Unkraut. Oh, überall die dunklen

Vorhänge vor den Fenstern! Keine Kinder auf der Strasse, kein Glockengeläute um zwölf Uhr zum ‹Engel des Herrn›! Der Engel des Todes war umhergegangen. Die Pest hatte einen nach dem anderen dahingerafft. Jetzt waren sie alleine, zwei Mädchen von Abbizüs. Was sollten sie tun? Ihre Eltern und Geschwister waren gestorben; die Ladentür des Krämers war schon lange verschlossen. Niemand hatte in diesem Jahr die Felder bebauen und das Vieh versorgen können. Das Dorf war ausgestorben.»

«Wir sind jung, wir wollen leben, komm, lass uns andere Menschen suchen!» sagte die Ältere, und nun packten sie schweren Herzens ihre letzten Habseligkeiten in einen Korb und ein Tuch, zogen sich warme Kleider an, denn die Sonne hatte sich hinter dunklen Regenwolken versteckt und verliessen ihr Zuhause. Der Wind tat sich auf. «Geh schneller, damit wir noch vor Anbruch der Nacht im nächsten Dorf ankommen!» sagte die Ältere und fasste ihre Freundin bei der Hand.

Endlich kamen sie nach Wallbach. Sie suchten das Haus des Ammanns und klopften an die messingbeschlagene Holztür. «Wer ist da zu so später Stunde?» Die Tür ging einen Spalt auf, und ein älterer, grauhaariger Mann musterte die beiden hübschen Mädchen. «Wir kommen von Abbizüs. Wir sind die einzigen Überlebenden. Die Pest hat alle Einwohner dahingerafft. Nehmt uns ins Bürgerrecht auf! Wir bieten euch als Einkaufssumme den ganzen Gemeindebann von Rappertshäusern, von Abbizüs an!» baten sie.

Die Tür wurde zugeschlagen. Nach einer Weile öffnete sich oben im Haus ein Fenster. Der Ammann lehnte sich hinaus. Seine Stimme klang laut und hart: «Nein, weg mit euch! Die Pest! Steckt uns nicht auch noch an! Ausserdem haben wir in Wallbach genug unverheiratete Mädchen. Zieht weiter!»

Die Mädchen rafften ihre Sachen zusammen und zogen müde und niedergeschlagen davon. In der Morgendämmerung erreichten sie endlich das nächste Dorf Möhlin. Die Sonne schien über die Baumspitzen auf die Dächer, Vorhänge wurden beiseite geschoben und Fenster geöffnet. Ein Mann kam aus einem Haus und lief über die Strasse zum Brunnen. Erstaunt musterte er die beiden Mädchen. «Na, ihr Hübschen, wo kommt ihr denn her?» fragt er neugierig. Sie erzählten ihm ihre traurige Geschichte. «Na, dann gehen wir mal zum Ammann», meint er und half ihnen, den Korb und das Tuch mit den Habseligkeiten zu tragen. Diesmal hatten die zwei Mädchen Erfolg: Die Möhliner gaben ihnen wirklich das Bürgerrecht und bekamen dafür den Dorfbann von Rappertshäusern. Seitdem ist der Waldbesitz von Möhlin so ausgedehnt, dass er fast bis nach Wallbach reicht.

Für die beiden Mädchen aus Abbizüs begann nun ein neues Leben. Wie wäre es ihnen wohl in Wallbach ergangen? Auch dieses Dorf wurde später von der Pest so heimgesucht, dass nur die Bewohner eines einzigen Hauses überlebten. Sogar nach Möhlin kam die Seuche, doch die Dorfbewohner gelobten, eine Kapelle zu bauen, wenn der Schwarze Tod sie verschonen würde. Die Pest hörte auf, und sie hielten ihr Versprechen und errichteten im Jahre 1688 die St. Wendelinskapelle, die heute noch an der Abzweigung nach Zeinigen steht.

Die Schülerinnen und Schüler hatten interessiert zugehört. Jetzt schaukelte Fritz wieder mit seinem Stuhl hin und her, und Erika sagte: «Gibt es den Weg noch, den die Mädchen damals gegangen sind?» «Kennt ihr das Totengässlein?» fragte der Lehrer. «Durch den Möhliner Wald in Richtung Wallbach zieht sich ein Fussweg, der nie wieder von Gras und Moos überwachsen wird. Auf dem Weg sollen die zwei Mädchen vom ausgestorbenen Abbizüs nach Wallbach und von dort nach Möhlin ausgewandert sein. Darum hat er den Namen ‹Totengässlein›».

Erich blätterte schon wieder in seinem Ordner. «Erich, was suchst du da?» fragte der Lehrer. «Mein Vater ist aus Rheinfelden, und er hat mir eine ähnliche Sage erzählt. Darin überlebten Mutter und Tochter. Sie wurden in Möhlin abgewiesen und in Rheinfelden aufgenommen», erklärte Erich. Der Lehrer überlegte einen Moment, dann sagte er: «Es gibt in vielen Gegenden oft Erzählungen, die einander ähnlich sind. Sie haben einen gemeinsamen Kern. Findet ihn bei diesen beiden Sagen heraus!»

Die Gleichaufshöhle

Er sass am Fenster und sah in den grauen Winterhimmel. Der Wind trieb düstere Wolkenfetzen über den Olsberg und schüttelte den Gipfel des alten Apfelbaumes vor dem Haus hin und her. Eine Böe wirbelte die letzten braunen Blätter über die Strasse. «Wie der Wind heult! Heute nacht wird er wieder ächzen und stöhnen, der Gleichauf oben in der Höhle am Olsberg!» flüsterte Grossvater Bürgi.

Eine Tür schlug zu. Erschrocken drehte er sich um, doch alles war friedlich. Sein Enkel Ruedi lag auf dem Bauch und spielte mit der Eisenbahn. «Grosspapa, mit wem hast du gesprochen? Wer stöhnt heute nacht?» fragte Ruedi. «Komm zu mir auf den Schoss!» sagte der Grossvater, und Ruedi krabbelte zu ihm auf den Lehnstuhl am Fenster. «Weisst du noch, wir waren doch Sonntag im Kloster Olsberg und am Iglinger Hof.» Der Kleine nickte. «Von 1435–1465 lebten im Bruderhaus Iglingen Mönche, und einer von ihnen, der Schaffner, war der Gleichauf. Er wohnte auch zeitweise in Iglingen.» Der Kleine schüttelte den Kopf und meinte: «Nein, hat der einen komischen Namen! Gleichauf, so heisst man doch nicht!» «Nein, so sollte man nicht heissen», erwiderte der Grossvater nachdenklich. «Die Magdener und die Olsberger gaben ihm diesen Namen sozusagen als Quittung für sein Leben.» Der Kleine sagte: «Grosspapa, das verstehe ich nicht.» «Kind, das ist eine lange Geschichte», meinte der Grossvater und sah, wie der Wind die Wolkenfetzen über die bewaldeten Bergkuppen trieb.

«Ruedi, der graue Mönch war kein guter Mensch, er war ein Betrüger. Heimlich hat er die Grenzsteine versetzt, so dass die Magdener immer weniger und die Olsberger, zu denen sein Kloster gehörte, immer mehr Land bekamen. Natürlich liessen sich die

Magdener dies nicht gefallen und klagten den Mönch vor Gericht an. «Lüge, alles Lüge, was ihr da behauptet!» rief er dreist, und dann grinste er: «Es geht doch alles gleich auf – was ihr da auf der einen Seite zu wenig habt, das kommt uns auf der anderen zugute ... Die Rechnung geht gleich auf, gleich auf!» Und weil der Mönch alles leugnete, verloren die Magdener den Prozess. Der ganze Waldberg wurde dem Stift Olsberg zugesprochen und kam später, nach dessen Auflösung, zum Iglinger Hof.

Der kleine Ruedi rutschte von Grossvaters Schoss und stampfte mit dem Fuss auf den Boden. «Das liesse ich mir nicht gefallen!» rief er ärgerlich. «Du hast Recht, – die Magdener wurden nämlich so wütend, dass der graue Mönch sich in einer Höhle, die am südlichen Abhang des Olsberges liegt, verstecken musste. Man nennt sie heute noch die Gleichaufshöhle.» Der Kleine krabbelte wieder auf Grossvaters Schoss. «Wie sieht sie denn aus?» «Durch einen engen, zwei Meter langen Gang, kommt man in einen Hauptraum. Heute ist die Höhle ziemlich verwachsen und verfallen», erzählte Grossvater Bürgi. «Da möchte ich morgen hingehen!» rief Ruedi. Der Regen prasselte gegen die Fensterscheiben.

«Grosspapa, wer stöhnt heute nacht?» «Ach ja, meine Geschichte ist noch nicht zu Ende», fuhr der Mann fort. «Als der graue Mönch starb, fand er keine Ruhe. Man glaubt, dass er heute noch in der Höhle herumgeistert, und wenn es so stürmt wie jetzt, dann hört man vom Olsberg herab ein schauriges Wimmern und Stöhnen. Die Leute sagen, dass nachts ein feuriger Doppelfuchs mit zwei Köpfen erscheint. Angeblich rennt er von einem Grenzstein zum anderen und geistert dann auf den Herrlichkeitsstein zu. Vielleicht hörst oder siehst du ihn auch heute nacht», meinte der Grossvater. Ruedi kuschelte sich in seinen Arm und fragte ängstlich: «Aber in mein Zimmer kann der Gleichauf nicht kommen?» «Nein, er ist weit, weit weg, vielleicht schon hinter dem Olsberg, wer weiss ...» meint der Grossvater beruhigend. Ruedi rutschte vom Schoss, ging zu seiner Eisenbahn zurück und spielte weiter.

Die G'segnet Eich

Therese hatte ihre Wanderschuhe angezogen. «Grosi, gehen wir jetzt zur G'segneten Eich?» fragte sie ungeduldig. Die Grossmutter liess ihren Rosenkranz in die Handtasche gleiten und nahm ihre Enkelin an die Hand. Sie gingen von Magden auf den Halmet zu. Am Talhof zeigte Therese auf die grosse Linde und fragte: «Ist die auch gesegnet?» «Nein, Kind, unsere G'segnet Eich ist ein besonderer Baum, ein Zeichen von unseren Vorfahren», antwortete die Grossmutter.

«Hier, wo wir jetzt laufen, stand vor vielen hundert Jahren das Dorf Däschlikon, heute findet man keine Spur mehr davon. Und siehst du den Berg, den Halmet, vor uns? Dort war auch früher ein Wald. Mächtige Bäume hielten mit ihren Wurzeln das Erdreich fest und boten Schutz gegen das Unwetter. Die Däschlikoner waren stolz auf ihren Wald, und die Kinder spielten in seinem Schatten», erzählte die Grossmutter.

«Doch dann kam eine Zeit der Not, und der Kampf ums Leben machte die Menschen blind. ‹Wir müssen die Bäume fällen, dann haben wir Brennholz und können vom Verkauf der Stämme leben›, so dachten sie. Die Däschlikoner holzten den Wald ab. Nur eine mächtige Eiche reckte noch ihre Krone gegen den Himmel.» Therese ergänzte: «Und alle konnten sich wärmen und hatten wieder zu essen, und die Not war vorbei.» Die Grossmutter schüttelte den Kopf. «Die Däschlikoner hatten nur an sich gedacht, nicht aber an die Natur. Sie will auch leben und hat ihre eigenen Gesetze. Der kahle, abgeholzte Halmet rächte sich.» «Der Berg?» fragte Therese. «Ja, in einer Sage wird berichtet, dass sich an einem Frühlingstag der Himmel plötzlich überzog. Der Sturm blies schwarze Wolken zusammen, und in gelbgrauem Licht versank der Tag. Ein Gewitter tobte, der Hagel schlug auf die Dächer, und bald polterten reissende Wasserfälle über Baumstümpfe den Halmet hinab ins Tal. Da war kein Wald mehr, der sein schützendes Blätterdach ausbreitete, und es gab keine Wurzeln, die die Erde festhielten. Eine mächtige Erdscholle wurde ins Tal geschwemmt und bedeckte das Dorf und seine Bewohner mit Schlamm und Wasser.»

Therese schaute ihre Grossmutter mit weit geöffneten Augen an. «Sind alle umgekommen, auch die Kinder?» fragte sie. «Ausserhalb unserer alten Mühle stand ein kleines Haus. Ein Mädchen sass am Bett seiner kranken Mutter. Beide sind mit dem ganzen Haus in den Schuttmassen verschwunden, so erzählten die Leute.» Therese fragte wieder: «Und die anderen?» Die Grossmutter antwortete: «Einige Bewohner konnten sich retten. Sie haben sich später dort angesiedelt, wo heute Magden liegt.» «Grosi, wo liegt der abgeholzte Halmet?» «Therese, wir sind schon auf dem Halmet.» «Hier ist aber Wald!» stellte die Kleine fest. «Die Menschen haben bald ihren Fehler erkannt und neue Bäume gepflanzt. Sie taten, was in ihren Kräften stand; doch sie mussten immer wieder erfahren, dass nicht sie es waren, die über Wind und Wetter gebieten konnten. Im Frühling versetzten schlimme Hagelwetter die Magdener in Angst und Schrecken, besonders in den Jahren 1731 und 1735.‹Was sollten die Leute tun? Nur Gott kann uns helfen›, sagten sie sich. «So trafen sich alle Dorfbewohner in der Kirche, beteten den Hagelrosenkranz und baten um gutes Wetter.»

Inzwischen waren Therese und die Grossmutter auf einer Lichtung angelangt. In der Mitte stand eine mächtige Eiche. «Grosi, ist das ...?» fragte Therese und liess den Blick am Stamm entlang bis zu den Wolken gleiten. «Ja, das ist die G'segnet Eich,» sagte die Grossmutter. «Und warum ist sie gesegnet?» fragte das Mädchen.

«Komm, setz dich hier zu mir ins Gras, ich erkläre es dir! Wir Menschen brauchen Zeichen, die uns erinnern und mahnen. Diese Eiche ist der einzige Baum auf dem Halmet, den die Däschlikoner damals nicht gefällt haben. Er ist der Älteste. ‹Wenn wir diese Eiche, und mit ihr die ganze Natur segnen, bleiben wir vielleicht vom Hagelwetter verschont,› sagten sich die Magdener. So zogen sie am 2. Juli 1736 in einer Prozession den Halmet hinauf. Herr Pfarrer Harbert segnete die alte Eiche. In die Rinde schnitt man drei Kreuze und eine Hostie und legte alles mit gesegneten Kräutern aus.» Therese stand auf und suchte die Stelle. «Waren hier die Kreuze?» fragte sie und legte ihre Finger auf einen unebenen Auswuchs in der Rinde. «Man sagt es,» antwortete die Grossmutter. «Machen wir heute auch eine Prozession?» wollte die Kleine wissen. «Einen Gottesdienst, Therese. Früher, in den Tagen um den 29. Juni, um St. Peter und Paul, machten die Magdener zuerst noch Prozessionen, dann nur noch Bittgottesdienste und Andachten. Die Menschen vergessen so schnell ihre Versprechen, wenn es ihnen wieder gut geht.»

«Da kommen Leute,» sagte Therese. Die Grossmutter drehte sich um. «Sie kommen heute zum Gottesdienst unter der G'segneten Eiche. Seit ein paar Jahren lebt der Brauch wieder auf.» Die alte Frau schaute auf den mächtigen Eichenstamm und meinte: «Auch wir sind verwurzelt im Erdreich unserer Väter ... Und siehst du dort die junge Eiche? Wir haben sie gepflanzt, damit unsere Tradition von Generation zu Generation weiterleben kann – auch, wenn die alte Eiche einmal absterben sollte,» sagte die Grossmutter.

Die Wabrighexe oder: Woher der Wabrig seinen Namen hat

«Blöde Alte! Warum hat sie den Leiterwagen vergessen? Jetzt liegen die Garben gebunden auf dem Feld, und ich muss das Fuhrwerk holen!» schimpfte er und rannte den holprigen Weg hinunter ins Tal. «Nur Flausen hat sie im Kopf: Der hübschen Frau Böni die Zukunft aus der Hand lesen, in der Abenddämmerung Kräuter suchen und Sprüche murmeln, das kann sie! Soll sie doch selbst die Ochsen anspannen!» murrte er.

Doch er wusste genau, dass er ihr nie zu widersprechen wagte. Er war ihr Knecht, und wenn seine Herrin ihn mit ihren grünen Katzenaugen anschaute, mit dem Vorderzahn auf die schiefgezogene Unterlippe biss, und das Kinn vorschob, dann erstarrte er stets bis ins Mark und gehorchte wie gebannt.

Atemlos kam er bei seinem Haus in Hellikon an. Er rannte über den Hof, drückte die schwere Haustüre auf und holte aus dem alten, eichenen Wandschrank einen Steinguttopf mit Schmiere. Sie roch süss und modrig. «Ich muss doch die Wagenräder schmieren», murmelte er auf dem Weg zur Scheune, wo der Leiterwagen stand. Bald war das Fuhrwerk zur Fahrt vorbereitet. Im Stall rissen die Ochsen an ihren Ketten. «Ja, ja, ich komme! Gleich spann' ich euch ins Joch!» rief er. Als er in der Stalltür erschien, wandten die Ochsen den Kopf und glotzten bewegungslos auf den Topf in seiner Hand.

Plötzlich polterte es im Hof. Türen klapperten und ein Luftstoss blies den Knecht fast um. Entsetzt rannte er nach draussen. «Der Wagen . . . !» stammelte der Mann. Ja, der Leiterwagen hob sich in die Lüfte und schwebte über Hellikon auf den Berg zu. Der Knecht rannte hinterher als würde er fliegen. Oben, am Waldrand, sah er seine

Herrin. Sie tanzte um die gebundenen Garben auf dem Feld herum und zog mit kreisenden Handbewegungen den Wagen in ihren Bann.

Plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen und schaute auf ihren Knecht. Ihr Gesicht wurde grau. Sie liess die Arme hängen und gaffte ihn an. «Was hast du gemacht? Wo sind die Ochsen?» Er erzählte gehorsam von der Schmiere aus dem Steinguttopf, doch je mehr er berichtete, um so schwächer

und elender fühlte sich die Frau. Als er endlich fragte: «War die Schmiere etwa gar kein Wagenfett, sondern eine Zaubersalbe? ... Seid ihr vielleicht eine Hexe?» da fiel sie in Ohnmacht.

Von diesem Tage an konnte die Alte nie mehr zaubern. Ihr Geheimnis war ans Tageslicht gekommen und dadurch waren die dunklen Mächte wirkungslos geworden. Und wie es in einem kleinen Dorf so geht: Die Geschichte von der Wabrighexe und dem fliegenden Wagen sprach sich in Windeseile herum. Seither nennt man den Berg nordöstlich von Hellikon, wo sich alles zugetragen haben soll, den Wagenberg oder Wabrig.

Die klugen Helliker

«Schwein gehabt!» sagte der Helliker und warf die Jasskarten auf den Tisch. Er sah seine drei Magdener Freunde herausfordernd an. «Was Schwein? Wildschwein hast du.» Peter grinste und flüsterte Hans etwas ins Ohr. «Was du nicht sagst», meinte dieser, und sie lachten wieder. Der Helliker rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. «Was soll das Geflüster?» fragte er missmutig. Hans und Peter beugten sich vor und sahen dem Helliker in die Augen. «Was ist los? Redet laut!» drängte er. «Nur, wenn du nachher nicht sauer auf uns bist ... Aber du warst ja nicht dabei, ... das ist schon lange her», meinte Peter. Der Helliker bekam einen roten Kopf und riss die Augen weit auf. Oh, jetzt durften sie ihn nicht länger reizen. «Nun gut, ich erzähle dir alles, bin ja nicht so», erklärte Peter und begann.

«Wie gesagt, die Geschichte hat sich vor vielen, vielen Jahren abgespielt. Es war Erntezeit, und die Helliker wollten ihr Korn mähen, – doch sie hatten ein grosses Problem: Ein gewaltiges Wildschwein sass im Kornfeld und verwüstete die Frucht. So kamen die Bürger zusammen und berieten, was zu tun sei. Schliesslich meinte Herr Brogli: ‹Meine Frau sagt immer: Man muss alles mit Güte versuchen›, und so finde ich, wir sollten das Wildschwein aus dem Feld locken.»

Alle fanden den Vorschlag gut. So zogen sie am nächsten Morgen zum Kornfeld und umstellten es. Die Sau lag als schwarzer Schatten in den goldenen Ähren. ‹Komm, mug, mug, mug!› hörte man von allen Seiten. Die Männer standen breitbeinig, den Oberkörper vorgebeugt, als wollten sie mit ihren weit aufgerissenen Augen das Schwein hypnotisieren. Die Mädchen spitzten ihre Münder und pfiffen. Mutter Brogli und die Frauen um sie herum winkten mit den Armen, doch das Wildschwein grunzte nur einmal und blieb bewegungslos liegen. Am Nachmittag, als allen der Magen knurrte, entschied der Gemeindeammann. ‹Wir gehen nach Hause. Krisensitzung um acht Uhr im Gemeindehaus.›

Der Magdener Jasskollege fuhr fort: «Punkt acht fanden sich alle Helliker ein, sogar die ältesten der Gemeinde hatte man mit Kutschen abholen lassen, denn der Lehrer hatte ja letzt noch erklärt, dass sogar die Griechen schon die Weisheit des Alters besonders zu schätzen wussten. Wie erfreut war darum die Versammlung, als endlich der Dorfälteste, Vater Hübin, seine knöcherne Hand erhob und sich zu Worte meldete. ‹Meine Grossmutter stiefmütterlicherseits, sie machte immer herrliche Omeletten, also, meine Grossmutter hat gesagt, dass Wild-

schweine am liebsten Eier frässen, rohe Eier. Das hat sie immer beim Omelettenbacken erzählt.› Vater Hübin liess sich zurück auf den Stuhl fallen. ‹Wir danken Herrn Hübin für seinen beachtenswerten Beitrag zu unserem Problem. Ich glaube, er hat uns ein enormes Stück bei der Lösung unserer heutigen schwierigen Situation geholfen›, erklärte der Gemeindeammann. Er überlegte, und plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. Er schaute verklärt an die Decke, zupfte an seinem Schnurrbart und lächelte erleichtert. ‹Werte Gemeinde, ich habe einen Plan: Wir müssen das Wildschwein mit Eiern füttern.› Alle klatschten. ‹Ja, so ist unser Gemeindeammann, intelligent und tatkräftig›, hauchte Frau Bögli stolz ihrer Nachbarin zu. Herr Herzog, Oberturner von Hellikon, gab dann zu bedenken: ‹Sehr geehrter Herr Gemeindeammann, werte Anwesende, Eier sind keine Tennisbälle. Man kann sie nicht weit genug ins Feld werfen. Da sehe ich eine grosse Schwierigkeit.› Es entstand ein Murmeln im Saal, die Gemeinderäte steckten die Köpfe zusammen, bis endlich der Ammann mit dem Silberglöckchen läutete. ‹Hochgeschätzte Ratsherren, geschätzte Gemeinde, in Anbetracht der schwierigen Lage und unter Abwägung aller Probleme habe ich folgende Lösung vorzuschlagen . . .›, und nun legte er einen Plan vor, nach dem sich der nächste Tag wirklich so abgespielt haben soll.»

Die Jassrunde hörte weiter gespannt zu, und nach einem kräftigen Schluck aus dem Bierglas fuhr der Erzähler fort: «Um sieben Uhr morgens bewegte sich ein seltsamer Zug auf das Kornfeld zu. Die eingeschriebenen, ehrwürdigen Bürger von Hellikon gingen an der Spitze. Sie trugen riesige Körbe mit Eiern. Den Schluss bildeten die übrigen Einwohner. Sie hatten Wanderschuhe und dicke Wollhandschuhe an. Dort, wo der Weg beim Kornfeld endete, hielt der Zug an. Die Bürger stellten ihre Körbe ab, setzten sich hinein und legten vorsichtig die Eier in ihren Schoss. ‹Die eingeteilten Vierergruppen bitte an die Körbe!› befahl der Gemeindeammann. Die übrigen Männer schritten jetzt in ihren soliden Wanderschuhen auf die Körbe zu, und so trugen je vier Personen einen Helliker Bürger ins Kornfeld, die Hände mit Wollhandschuhen vor den rauhen Korbgriffen geschützt. ‹Unser Gemeindeammann lässt seinen weisen Plan so ausführen, damit die Eierwerfer im Korb

das Korn nicht niedertreten›, sagte Frau Brogli wichtig zu ihrer Nachbarin. Und nun flogen die Eier rechts und links aus den Körben ins Feld. ‹Ich fühlte mich wie in einer Sänfte›, erzählte Herr Gerspach Jahre später immer wieder seinen Enkeln. Und an jenem Abend sah man wirklich, wie das fette Wildschwein grunzend und schmatzend aus dem Feld trottete und auf den Wald zuging. Die Helliker erhoben ein Freudengeschrei. Sie hoben den Dorfältesten und ihren Gemeindeammann auf die Schultern und liefen dem Wildschwein nach, bis es im Dickicht verschwand. ‹Das müssen wir feiern!› riefen alle und kehrten um. Doch wie entsetzt waren sie, als sie ans Feld kamen. Alles Korn lag platt am Boden. Sie starrten mit weit aufgerissenen Augen auf die geknickten Ähren, sahen einander fragend an und konnten nichts begreifen.»

Am Jasstisch hörten alle gespannt zu, und nun erklärte Peter verschmitzt lächelnd, wobei er sich vorbeugte und dem Helliker in die Augen sah: «Seither haben alle Bürger von Hellikon diese grossen Augen und den verwunderten Gesichtsausdruck. Jedenfalls erzählt man das in den Nachbargemeinden.» Alle lachten, sogar der gefoppte Freund schmunzelte. «Ja, ja, du hast schon Schwein, äh Wildschwein gehabt», stichelte Hans und teilte endlich die Karten fürs nächste Spiel aus.

☆ ☆ ☆

Zur Autorin

Ursula Vögtlin wurde 1939 in Essen geboren. Nach dem Abitur (musisch-werklich) erwarb sie 1962 das Lehrerpatent an der Pädagogischen Hochschule in Essen. Seit 1966 ist sie in der Schweiz verheiratet, hat 2 Söhne und unterrichtet zeitweise an den Primarschulen im Laufental.

Ihre Scherenschnittbilder sind Malerei mit der Schere, jedes ist ein Unikat. Sie entstehen aus der Begegnung mit den Menschen und der Natur. Die Symbolik und die Beschränkung auf das Wesentliche sind für sie wichtiger als das kunstvolle Rankenwerk des traditionellen Scherenschnittes.

Im Zyklus «Sagen aus dem Fricktal» erzählt ein einziges Bild die ganze Geschichte. Ursula Vögtlin hat auch die Texte selbst gestaltet, dadurch entsteht eine Einheit von Scherenschnitt und Sprache.

Foto: Bolliger + Co., Basel